GALERIE

MUSIK

Streaming gewinnt weiter an Bedeutung

Audiostreaming hat seine Bedeutung als umsatzstärkstes Format im deutschen Musikmarkt mit erneut deutlich gewachsenen Nutzungszahlen im Vorjahr untermauert. Laut Sonderauswertung des Marktforschungsinstituts GfK Entertainment und des Bundesverbandes Musikindustrie (BVMI) wurden 2020 hierzulande mehr als 139 Milliarden Musik-Streams verzeichnet. Das seien fast ein Drittel mehr als 2019 (107 Milliarden) und drei Viertel mehr als 2018. (dpa)

STAR WARS

Erfolgsproduzent hat Autor gefunden

Marvel-Erfolgsproduzent Kevin Feige hat offenbar einen Autor für sein geplantes „Star Wars"-Projekt gefunden. Michael Waldron, der zuletzt das Skript für „Doctor Strange in the Multiverse of Madness" lieferte, soll als Drehbuchautor an Bord sein, wie US-Branchenblätter berichten. Feige und Lucasfilm hatten 2019 die Pläne für den Film aus dem „Star Wars"-Universum bekanntgegeben. Das Projekt ist weitgehend unter Verschluss. Feige gehört zu den einflussreichsten Produzenten Hollywoods. Er ist für Blockbuster wie die „Avengers"-Reihe oder „Iron Man" verantwortlich. (dpa)

THEATER

Hölderlin-Challenge aus Tübingen auf Instagram

Schauspielerinnen und Schauspieler vom Landestheater Tübingen (LTT) haben das Gedicht „Die Nacht" von Friedrich Hölderlin im derzeit geschlossenen Theater eingelesen, teilte das Theater mit. Die Ergebnisse der „#HölderlinChallenge" in Kooperation mit dem Hölderlinturm seien auf Instagram zu sehen. Dort könne jede Gedicht-Performance auch beurteilt werden. Den Anfang machen die Ensemble-Mitglieder Franziska Beyer, Insa Jebens und Nicolai Gonther. (epd)

ANZEIGE

Einladung zur Einlieferung
von
Schmuck - Silber - Gemälden - Glas
Möbel - Asiatika - Uhren - Porzellan
und vielem mehr
AUKTIONSHAUS
MICHAEL ZELLER
Bindergasse 7
88131 Lindau
Tel.: +49(0)8382 93020
www.zeller.de

„Rache hat einen therapeutischen Effekt"

Jonas Jonasson über die guten Seiten des bösen Denkens, seinen neuen Roman und den schwedischen Sonderweg in der Pandemie

Der Autor Jonas Jonasson. In seinem neuen Roman „Der Massai, der in Schweden noch eine Rechnung offen hatte" lässt er europäische und afrikanische Kultur aufeinanderprallen. BILD: DPA

Herr Jonasson, Sie haben Ihr neues Buch an Verleger in der ganzen Welt verkauft, noch bevor Sie einen einzigen Satz geschrieben hatten. Hat Sie das unter Druck gesetzt?
Absolut nicht. Ich liebe meinen Beruf und gehe stets sehr zuversichtlich an die Arbeit. Ich kann ohnehin nur das schreiben, was ich selbst auch gerne lesen möchte.

Das Konzept der Rache ist ein Hauptbestandteil des neuen Romans. Sind Sie ein rachsüchtiger Mensch?
(lacht) Nein! Rache ist eine schlimme Sache. Trotzdem denke ich, irgendwo schlummert sie in den meisten von uns. Aber sie kann ja auch einen positiven, sozusagen therapeutischen Effekt haben: Wenn Sie mir etwas Böses antun, dann werde ich angeregt, mir verschiedene Arten der Rache zu überlegen.

Aber nur überlegen, nicht ausführen?
Genau. Das kann ein wichtiger Weg sein, um böse Taten zu verarbeiten. Zudem steckt ja im Konzept der Rache auch ein beträchtlicher Anteil von Humor. Deswegen habe ich sie wohl zu meiner Geschichte hinzugefügt.

Das Aufeinanderprallen von schwedischer und afrikanischer Kultur ist ein weiterer Aspekt Ihrer Geschichte. Wie kamen Sie darauf, Kenia zum Schauplatz zu machen?
Ich bin Miteigentümer einer Safari-Lodge in Kenia, wo es uns darum geht, die natürliche Landschaft zu erhalten und vor landwirtschaftlicher Nutzung zu bewahren. Wir unterstützen auch eine Schule dort, vor allem, um Mädchen vor dem Ritual der Genitalbeschneidung zu bewahren.

Gibt es einen echten Massai-Krieger, der sich in Ihrem Buch-Helden wiedererkennen könnte?
In Teilen vielleicht, im Ganzen aber nicht. Heutzutage sieht man junge Massai in ihrer traditionellen Tracht die Ziegen hüten – mit dem Smartphone in der Hand. So ist die Massai-Kultur heute: alte Traditionen, verknüpft mit modernster Technik. Für meine Geschichte durfte mein Massai aber kein Handy haben. Deshalb habe ich einen alten Häuptling erfunden, der seinem Stamm elektrischen Strom und damit eben auch das Internet verboten hat.

Wie funktioniert Ihr Schreibprozess? Führen Sie Ihre Figuren durch einen feststehenden Plot? Oder werden Sie von Ihren Protagonisten überrascht, die plötzlich eigene Wege gehen?
Ich habe einen Anfang und ich habe ein Ende, bevor ich beginne zu schreiben. Und zwischen Anfang und Ende habe ich etwa zehn Haltestellen – wenn wir uns die Erzählung mal als Buslinie vorstellen möchten. Das alles ist sehr klar festgelegt. Dann bringe ich meine Figuren hinzu und beginne mit dem Schreiben. Das ist der echte Spaß-Faktor daran. Denn immer dann – unterwegs im Bus, sozusagen – fange ich an, meine Figuren kennenzulernen. Ein Resultat dieser Methode ist, dass ich, wenn ich so ungefähr auf Seite 140 angekommen bin, zurückgehen muss auf Seite zehn, 15 oder 20, um bestimmte Aussagen oder Reaktionen einer Figur zu ändern. Denn nun kenne ich ihn oder sie besser.

In Ihrem neuen Buch spielen auch die Gemälde von Irma Stern, einer südafrikanischen Künstlerin deutsch-jüdischer Abstammung, eine Rolle.
Bei meinem Bushaltestellen war Irma Stern nicht von Anfang an da. Sie tauchte erst auf, als ich bei der Kunstauktions-Firma Bukowskis in Stockholm recherchierte. Ich fragte einen der Kunstexperten dort, ob er mir helfen könne, Fälle von Kunstbetrug zu konstruieren. Wir gingen gemeinsam afrikanische Künstler durch. Er brachte Irma Stern ins Spiel. Ich hatte schon von ihr gehört, hatte im Museum in Kapstadt schon Bilder von ihr gesehen. Als er ihren Namen nannte, war mir schlagartig klar, dass sie die Richtige für meine Geschichte sein würde: Sie würde zur Brücke werden zwischen meinem Afrika und meinem Europa.

Und nicht nur das ...
Nein, sie gab auch den Anstoß dazu, in dem Buch meine Sorgen über unsere Zukunft und die weitere Entwicklung der Demokratie auszudrücken. Die Freiheit der Kunst steht dem Recht auf freie Meinungsäußerung und der Pressefreiheit sehr nahe. Damit haben wir zurzeit einige Schwierigkeiten. Und plötzlich sah ich, dass wir – genau als Irma Stern Anfang der 1930er-Jahre auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft war – schon einmal an so einem Punkt waren.

Beschäftigt es Sie, dass die Menschen nichts aus der Vergangenheit zu lernen scheinen?
Oh ja, das beschäftigt mich sehr. Schon beim „Hundertjährigen" wollte ich – auf meine Art – die Leute daran erinnern, dass wir gerade das schrecklichste Jahrhundert aller Zeiten durchlebt hatten, zumindest was die Zahl der Opfer von Kriegen und Konflikten angeht. Das Buch hat sich rund zehn Millionen Mal verkauft. Die Welt jedoch ist kein bisschen besser geworden. Sie können also mit Fug und Recht behaupten: Ich bin gescheitert. Aber: Noch gebe ich nicht auf.

Im vergangenen Jahr waren Sie und Ihre Frau an Covid-19 erkrankt. Wie geht es Ihnen beiden heute?
Uns geht's gut, wir sind vollkommen gesund. Aber schon aus Respekt gegenüber anderen kann man sich nicht so verhalten, als wäre man unbesiegbar. Das würde die falschen Signale senden.

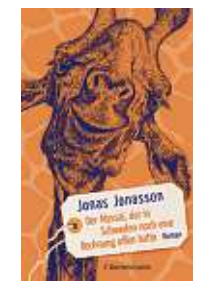
Glauben Sie, der schwedische Weg, mit der Pandemie umzugehen, war – und ist – der richtige Ansatz?
Ich denke, darauf werden wir die Antwort erst in zehn Jahren oder so kennen. Noch gibt es keinen Nachweis dafür, dass der schwedische Ansatz falsch war. Wenn Sie mich fragen, dann hat die Pandemie – aus schwedischer Sicht – tatsächlich einen ganz anderen Systemfehler aufgedeckt: Sie zeigte uns, wie schlecht unsere Seniorenheime organisiert sind, wie extrem unterbezahlt die Menschen sind, die dort arbeiten. Covid-19 war hier unser Weckruf: Wir müssen etwas ändern!

In Deutschland sind wir mitten in der zweiten Welle, weite Teile des öffentlichen Lebens sind im Lockdown. Das Positive daran: Die Menschen haben wieder Zeit zum Lesen. Könnten Sie Bücher – neben Ihren eigenen – empfehlen für diese stillen Winterabende?
Nun, mir haben immer die Bücher meines finnischen Kollegen Arto Paasilinna sehr gut gefallen, vor allem sein „Das Jahr des Hasen". Paasilinna ist ein guter Covid-19-Schriftsteller. *(lacht)*

FRAGEN: ANDREA HERDEGEN

Zur Person

Jonas Jonasson (59) arbeitete nach seinem Studium in Göteborg als Journalist. Später gründete er eine Medien-Consulting-Firma, die er nach 20 Jahren in der Medienwelt aber verkaufte, um den Roman zu schreiben, über den er schon jahrelang nachgedacht hatte: „Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand" wurde ein Welterfolg. Der Autor lebt auf einem alten Bauernhof auf der schwedischen Ostsee-Insel Gotland. (sk)



Jonas Jonasson: Der Massai, der in Schweden noch eine Rechnung offen hatte. Verlag C. Bertelsmann, 400 Seiten, 22 Euro

GEGENLICHT

Erlaubt ist, was sich ziemt

Immer öfter singt die Kunst das hohe Lied des Anstands – oft im Chor mit Politik und Medien. Wie kann sie wieder rebellisch werden?

VON JOHANNES BRUGGAIER

Die Auswirkungen der Corona-Krise auf den Kulturbetrieb sind verheerend, die Kunst hat aber noch ein größeres Problem. Es geht um die Krise ihres Selbstverständnisses. Ein gutes halbes Jahrhundert hat es eingelöst, woran Goethe seinen Torquato Tasso noch scheitern ließ: als Künstler Moral und Autonomie zusammen denken zu können. Diese Zeiten sind vorbei.

Künstler sein, das war seit Ende der 1960er-Jahre gleichbedeutend mit einer Oppositionshaltung zur antiliberalen Elite. Oben wachten reaktionäre Besitzstandswahrer über Sitte und Anstand, unten kämpfte der linke Künstler für eine offene Gesellschaft. So waren Gut und Böse verlässlich verteilt, vom restaurativen Klima der Kiesinger-Regierung über die „geistig-moralische Wende" der Kohl-Ära bis zum Kaschmir-Kanzler Gerhard Schröder.

Vor allem dem Theater fiel es leicht, in dieser Welt seine künstlerische Autonomie zu behaupten. Von Rolf Hochhuths papstkritischem Stück „Der Stellvertreter" über Thomas Bernhards „Heldenplatz" bis zu Christoph Schlingensiefs Provokation „Tötet Helmut Kohl": Die Empörung aus dem elitären Spießertum kam stets wie bestellt. Im Zweifel half man mit Nackt-Auftritten nach.

Seit zehn Jahren funktioniert das kaum mehr. Das liegt auch daran, dass zumindest auf kultureller Ebene inzwischen selbst die kühnsten Träume des Linksliberalismus in Erfüllung gegangen sind – mit Einführung der sogenannten Ehe für alle fiel 2017 die letzte konservative Bastion. Auf politisch ökonomischer Ebene nimmt sich die Bilanz zwar bescheidener aus. Allerdings gelang es der Elite hier zunehmend, ihre Verantwortlichkeit auf mal mehr, mal weniger gut begründete Sachzwänge (Globalisierung!) abzuwälzen. Wie und gegen wen soll man unter solchen Umständen noch von links rebellieren?

Als der französische Essayist Stéphane Hessel mit seiner Streitschrift „Empört euch!" 2010 den erloschenen Widerstandsgeist zu reanimieren versuchte, hatte er eine linke Bewegung im Blick. Tatsächlich sollte die Empörung von rechts kommen.

Und so ist es nun plötzlich der Kulturbetrieb, der sich in ungewohnter Eintracht mit Politik und Medien um den Erhalt von Sitte und Anstand sorgt. Da fordern Theaterschaffende einen „Aufstand der Anständigen" und einstige Punker belehren junge Rapper über Grenzen des guten Geschmacks. Es ist, als führe Goethes Prinzessin Leonore von Este ihr strenges Regiment: „Erlaubt ist, was sich ziemt!"

Unter anderem für Statements gegen Rechts hat im vergangenen Jahr der Pianist Igor Levit das Bundesverdienstkreuz erhalten. Muss man eine solche Entscheidung rundum großartig finden? Oder wäre auch eine differenzierte Meinung denkbar, etwa dass Gesinnung als Kriterium für staatliche Ehrungen grundsätzlich eine problematische Angelegenheit ist? Wer sich an solchen Einwänden versuchte, betrat vermintes Gelände: Es bedarf nicht mehr viel, um als AfD-Parteigänger dazustehen. Erlaubt ist, was sich ziemt.

Das ist die Zwickmühle: Einerseits droht der Kunst Spießbürgertum von links, andererseits Vereinnahmung von rechts. Gegen den Strom zu schwimmen bleibt auch künftig oberste Künstlertugend. Dabei aber nicht den Anschein zu erwecken, dem falschen Fischschwarm anzugehören: Das ist schwierig geworden.

johannes.bruggaier@suedkurier.de